

Alexander McCall Smith

**Die verschmähten Schriften des Professor von Igelfeld**



Alexander McCall Smith

**DIE VERSCHMÄHTEN SCHRIFTEN  
DES PROFESSOR VON IGELFELD**

Aus dem Englischen  
von Thomas Stegers

Karl Blessing Verlag

Die drei Teile der Sammlung erschienen  
als Originalausgaben unter den Titeln:  
Portuguese Irregular Verbs; The Finer Points of Sausage Dogs;  
At the Villa of Reduced Circumstances

Originalverlag: Polygon, an imprint of Birlinn Ltd, Edinburgh



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier EOS  
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

Text copyright © der Originalausgaben 2003 by  
Alexander McCall Smith

Illustrations copyright © by Iain McIntosh

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007

by Karl Blessing Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur,  
München – Zürich

Layout + Herstellung: Ursula Maenner

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-89667-268-1

[www.blessing-verlag.de](http://www.blessing-verlag.de)

# INHALT

## Teil eins

Die Grundlagen des Tennis	9
Duelle und wie man sie austrägt	19
Frühirische Pornografie	32
Italienische Angelegenheiten	49
Portugiesische unregelmäßige Verben	71
Heiliger Mann	88
Zahnweh	116
Der Tod in Venedig	129

## Teil zwei

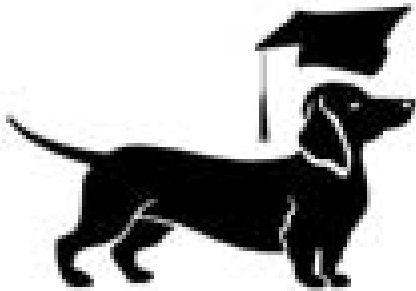
Der höhere Sinn von Dachshunden	157
Standbein, Spielbein	172
Auf der Couch	186
Die Gebeine von Sankt Nikolaus	210
Das perfekte Imperfekt	274

## Teil drei

Leichte Melancholie	309
Die Villa der beschränkten Verhältnisse	372



**TEIL EINS**  
**FÜR REINHARD ZIMMERMANN**







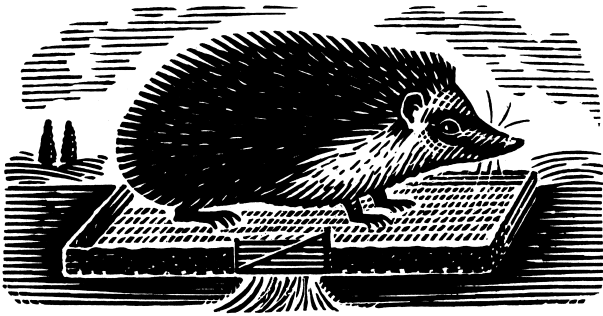
# DIE GRUNDLAGEN DES TENNIS

**H**äufig sinnierte Professor Dr. Moritz-Maria von Igelfeld darüber, welches Glück ihm beschert war, er selbst und kein anderer zu sein. Führte man sich einmal vor Augen, wer man hätte sein können, wäre der Zufall der eigenen Geburt nicht in genau dem Moment eingetreten, als dieselbe geschah, dann, nun ja, wäre man möglicherweise ehrlich entsetzt. Zum Beispiel sein Kollege Professor Dr. Detlef Amadeus Unterholzer. Allein der Name Detlef. Ein Pech, so zu heißen. Aber dem auch noch diese alberne, anmaßende mozartsche Note anzufügen und das Ganze mit Unterholzer zu krönen, das hieß, sich mit fremden Federn zu schmücken. Betrachtete man darüber hinaus Unterholzers allgemeine Lebensbedingungen, kam eins zum anderen. Unterholzer hatte das doppelte Pech, aus irgendeiner obskuren Kartoffelanbaugegend zu stammen – einem Winkel der Erde, der vollkommen unerheblich war – und geschlagen zu sein mit einer großen und wenig eleganten Nase. Dafür natürlich konnte man ihm schlecht irgendeine Schuld geben; kritisieren für die Art und Weise, in der er seine Nase trug, durfte man ihn dennoch, wie von Igelfeld fand. Einer problematischen Nase, mit der jeder Mensch geplagt sein kann, lässt sich durch ein demütiges Senken des Hauptes die Auffälligkeit nehmen; Unterholzer jedoch reckte seine Nase schamlos in die Höhe wie ein Ameisenbär, mit dem Ergebnis, dass man sie als Erstes sah, wo immer er auftauchte. Es war das Falscheste, was man tun konnte, wenn man so eine Nase besaß.

Von Igelfelds Nase dagegen war absolut angemessen. Sie war nicht klein, denn eine kleine Nase kann ein ebensolches Unglück darstellen wie eine große Nase, dem Träger den Anschein von Geringfügigkeit oder gar Bedeutungslosigkeit verleihen. Von Igelfelds Nase tendierte leicht zum Adlerhaften, was dem Spross einer vornehmen Familie durchaus stand. Der Name von Igelfeld war ein ehrenwerter, und das Kompositum stellte einen unwiderlegbaren territorialen Verweis dar, der sich im Familienwappen niederschlug – ein in grünem Dickicht ruhender Igel. Unterholzer mochte sich über den Igel mokieren, aber was blieb ihm auch anderes übrig, wenn man bedachte, dass er heraldisch gesehen keine Ansprüche hatte, wie immer sich seine Ambitionen in diese Richtung auch gestalten mochten.

Sosehr von Igelfeld erleichtert darüber war, nicht die Person Unterholzer zu sein, musste er sich doch eingestehen, dass er nur zu gerne in die Haut von Professor Dr. Dr. (honoris causa) Florianus Prinzel, ebenfalls Kollege am Institut für Romanistik, geschlüpft wäre. Prinzel war ein feiner Kerl und ein beachtlicher Gelehrter, den von Igelfeld kennengelernt hatte, als sie beide noch Studenten waren, und den er seit Langem bedingungslos bewunderte. Prinzel war der Athlet und Dichter, von Igelfeld der Wissenschaftler, das heißt, Wissenschaftler und Gelehrter, wie man wohl sagen müsste. Hätte man von Igelfeld gebeten, sich einen platonischen von Igelfeld, eine ideale Schablone für die Gesamtheit derer von Igelfeld auszustanzen, er hätte ohne jedes Zögern Prinzel dazu erwählt.

Von allen drei Professoren war von Igelfeld zweifellos der angesehenste. Er war der Autor eines originellen Werks



der romanischen Philologie, *Portugiesische unregelmäßige Verben*, ein Werk von solcher Erhabenheit, dass alle anderen Bücher zu diesem Thema dagegen verblassten. Es war eine erschöpfende Studie von zwölfhundert Seiten Umfang, das Ergebnis langjähriger Erforschung der Etymologie und Unwägbarkeiten der portugiesischen Verben. Das Buch war sehr gut aufgenommen worden, darüber hatte es nie auch nur den geringsten Zweifel gegeben, ein Rezensent sogar hatte nur geschrieben: »Mehr gibt es zu diesem Thema nicht zu sagen. Niemals.« Von Igelfeld hatte dieses Kompliment so aufgefasst, wie es gemeint war, aber seiner Ansicht nach gab es sehr wohl noch einiges mehr zu sagen, hauptsächlich in Form von Ausführungen einiger unverständlich gebliebener und widersprüchlicher Aspekte, die er in seinem Buch nur streifen konnte, was er immer wieder betonte, jahrelang. Dies geschah meist auf Konferenzen, wo von Igelfelds Vorträge über portugiesische unregelmäßige Verben oft den Höhepunkt der Veranstaltungen bildeten. Nicht immer trug der Ruhm die Früchte ein, die man hätte erwarten können: Leider war es Prinzel, nicht von Igelfeld, dem die Ehrendoktorwürde der Universität Palermo angetragen wurde, und viele,

von Igelfeld eingeschlossen, fanden, hier handle es sich um einen Fall von Personenverwechslung. Immerhin konnte man aus der Sicht des fast zwergenhaften sizilianischen Professors, der ihm die Ehrendoktorwürde verlieh, drei groß gewachsene Deutsche schon mal verwechseln. Allerdings wurden diese Zweifel niemals geäußert, hätte das doch einen Bruch der Anständigkeit und eine Bedrohung der Freundschaft dargestellt. Die Zweifel wurden nie erwähnt, die Ehrendoktorweihen allerdings auch nicht.

Zur Jahreskonferenz der romanischen Philologie in Zürich beschlossen die drei Professoren, in einem kleinen Dorf am Ufer des Sees Quartier zu nehmen. Von dort fuhr ein bequemer Zug, der sie jeden Morgen zur Konferenz in die Stadt brachte, und abends konnten sie sogar mit dem regulären Boot zurückkehren, das an einer Mole, keine fünf Minuten Fußweg vom Hotel entfernt, anlegte. Alles in allem eine angenehmere Lösung, als in der Innenstadt, umgeben von Banken und teuren Uhrengeschäften, zu wohnen. Wie von Igelfeld den anderen gegenüber bemerkte: »Ist Ihnen aufgefallen, wie Zürich tickt? *Klummit, klummit, ding!* Unmöglich könnte ich in so einer Stadt schlafen.«

Das Carl-Gustav-Hotel, in dem die drei Professoren wohnten, war ein großes, altmodisches Etablissement, das gerne von Familien aus Zürich, die mal hinauswollten aus der Stadt, aber wiederum nicht zu weit hinaus, in Anspruch genommen wurde. Getriebene Bankangestellte, denen die schweizerische Arbeitsmoral in Fleisch und Blut übergegangen war, verlebten dort ihren Urlaub. Es kam ihnen sehr zupass, da sie ihren Frauen vorflunkern konnten, sie würden einen kleinen Bummel auf dem Hotelgelände machen, um

sich dann zum Bahnhof davonzustehlen und innerhalb von zwanzig Minuten in ihren Büros in Zürich zu sein. Zwei Stunden später konnten sie wieder zurückkehren und so tun, als wären sie im Wald oder am See spazieren gegangen, während sie in Wirklichkeit Einzahlungen entgegengenommen und Wechsel diskontiert hatten. Bestimmte Finanzfachmänner hatten sich auf diese Weise den Ruf erworben, niemals Urlaub zu machen, was ihre Rivalen mit Furcht und Schuldgefühlen erfüllte.

Prinzel war als Erster eingetroffen und hatte sich das schönste Zimmer mit unverstelltem Blick auf den See ausgesucht. Er hatte kein gutes Gefühl dabei gehabt, da es ein Zimmer war, das eigentlich von Igelfeld zugestanden hätte, der kraft der *Portugiesischen unregelmäßigen Verben* immer das Beste von allem bekam. Wohlweislich ließ Prinzel die Aussicht unerwähnt und verstand es, von Igelfeld von seinem Zimmer fernzuhalten, damit er des Blicks erst gar nicht gewahr werden konnte. Unterholzer, der immer das schlechteste Zimmer bekam, das zur Auswahl stand, hatte eine etwas düstere Kammer an der Seite des Hotels, über dem Speisesaal gelegen, die hinaus auf den hauseigenen Tennisplatz ging.

»Ich gucke auf den Tennisplatz«, verkündete er eines Abends, als sich die drei zu einem Glas Mineralwasser auf der Hotelterrasse niederließen.

»Aha«, sagte von Igelfeld. »Und? Haben Leute auf dem Tennisplatz gespielt?«

»Ich habe vier italienische Gäste gesehen«, sagte Prinzel. »Sie spielten ziemlich flott, bis einer anscheinend einen Herzinfarkt bekam, dann haben sie aufgehört.«

Für einige Momente sannen die drei Professoren dieser bemerkenswerten Geschichte nach. Selbst hier, in dieser vollkommenen Umgebung, wo alles so gesichert und gefestigt schien, ließ sich die Sterblichkeit des Menschen nicht in Schach halten. Alles konnten die Schweizer garantieren, alles konnten sie perfekt aufeinander abstimmen – nur die Sterblichkeit hielt sich an keine Zeitpläne.

Dann hatte Prinzel eine Idee. Tennis sah nicht allzu schwierig aus, der lange Sommerabend erstreckte sich endlos vor ihnen, und seit der plötzlichen Abreise der Italiener war der Platz frei.

»Wir könnten doch selbst einmal ein Spiel wagen«, schlug er vor.

Die beiden sahen ihn an.

»Ich habe noch nie Tennis gespielt«, sagte von Igelfeld.

»Ich auch nicht«, sagte Unterholzer. »Schach, ja. Tennis nicht.«

»Das sollte uns nicht abhalten«, ergänzte von Igelfeld rasch. »Wenn man die Grundlagen kennt, lässt sich Tennis durchaus beherrschen wie jede andere Disziplin auch. In dieser Hinsicht ist es wie eine Sprache. Das Verständnis einfacher Regeln führt zum Verständnis einer Sprache. Nichts einfacher als das.«

Unterholzer und Prinzel erklärten sich einverstanden, und von Igelfeld wurde losgeschickt, um den Hoteldirektor zu fragen, ob man sich Tennisausrüstung und ein Buch mit den Regeln ausleihen könne. Der Geschäftsführer wunderte sich über die Bitte um das Buch, doch in einem ehrwürdigen Hotel findet sich vieles, und schließlich kam er mit einem ausgedienten, zerlesenen Handbuch aus dem Spieleregal an.

*Die Regeln des Rasentennis* von Captain Geoffrey Pembleton BA (Cantab.), Mitglied der Universitätsmannschaft, einst sogar Countychampion von Cambridgeshire. Das Buch war 1923 erschienen. Vor der Erfindung des Tiebreak.

Ausgestattet mit Pembletons Abhandlung, die von Igelfeld zum Amüsement der anderen als »Cambridges großartiges Werk der Wissenschaft« bezeichnete, schlenderten die drei Professoren zuversichtlich zum Platz hinüber. In weiser Voraussicht hatte Captain Pembleton einige Kapitel über die Technik des Spiels mit in sein Buch aufgenommen, dort waren die wichtigsten Schläge in kleinen Schaubildern illustriert, dazu die Armbewegungen und Körperhaltungen.

Keine zehn Minuten dauerte es, und von Igelfeld und Prinzel fühlten sich einigermaßen sicher, um mit dem Spiel anzufangen. Unterholzer ließ sich auf dem Stuhl an einem Ende des Netzes nieder und erklärte sich zum Schiedsrichter. Der erste Aufschlag wurde natürlich von Igelfeld gewährt, der seinen Schläger in die Luft hob, so wie Captain Pembleton es empfahl, und den Ball Richtung Prinzel schlug.

Der Aufschlag beim Tennis ist keine einfache Sache, und leider bekam von Igelfeld keinen seiner Bälle übers Netz. Alle zählen als Doppelfehler.

»Null fünfzehn; null dreißig; null vierzig; Spiel an Professor Dr. Prinzel!«, rief Unterholzer. »Aufschlag Professor Dr. Prinzel!«

Dr. Prinzel, der geduldig darauf gewartet hatte, von Igelfelds Aufschläge zu retournieren, die Füße dabei in genau der Stellung, die Captain Pembleton empfahl, konsultierte noch mal kurz das Buch, um sein Gedächtnis aufzufrischen. Dann warf er den Ball hoch in die Luft, haute den Schläger

mit überzeugender Kraft nach unten und trieb den Ball gegen das Netz. Unbeirrt versuchte er es ein zweites Mal und noch mal, doch die Punktzahl blieb beharrlich einseitig.

»Null fünfzehn; null dreißig; null vierzig. Spiel an Professor Dr. von Igelfeld!«, intonierte Unterholzer. »Aufschlag Dr. von Igelfeld.«

Und so setzte es sich von Mal zu Mal fort. Keinem der beiden gelang es, ein Spiel anders als durch die Fehler des Aufschlägers für sich zu entscheiden. Manchmal glückte es einem der beiden, den Ball übers Netz zu bekommen, und in ein oder zwei Fällen wurde er sogar zurückgeschlagen, doch nie reichte es für den Aufschläger, um das Spiel zu gewinnen. Unterholzer rief weiter stur die Punktezahl aus und ertete gelegentlich einen unwilligen Blick von von Igelfeld, der schließlich den Vorschlag machte, doch noch einmal *Die Regeln des Rasentennis* zu konsultieren, um nachzulesen, wer unter solchen Umständen der Gewinner war.

Leider gab es darauf anscheinend keine Antwort. Captain Pembleton stellte lediglich fest, dass als Sieger galt, wer sechs Spiele gewonnen hatte – vorausgesetzt, dieser Spieler hatte mindestens zwei Spiele Vorsprung vor seinem Gegner. Befand er sich nicht in dieser Lage, musste das Spiel fortgesetzt werden, bis eine solche Führung erreicht war. Das Problem dabei war, dass von Igelfeld und Prinzel nie mehr als jeweils nur ein Spiel Vorsprung vor dem anderen hatten, da sie nie einen Aufschlag gewannen.

Diese seltsame, offensichtlich unlösbare Schwierigkeit stellte in ihren Augen einen groben Makel der Theorie des Spiels dar.

»Das ist wirklich lächerlich«, schnaubte von Igelfeld. »Ein





Spiel muss einen Gewinner haben – das weiß jedes Kind –, nur berücksichtigt dieses ... dieses *blöde* Buch nicht auch *mäßige* Spieler wie uns!«

»Stimmt«, sagte Prinzel und schleuderte seinen Schläger zu Boden. »Was meinen Sie, Unterholzer?«

»Ein Spiel mit so unausgegorenen Regeln interessiert mich nicht«, sagte Unterholzer und wies mit einer herablassenden Geste auf *Die Regeln des Rasentennis*. »Das haben wir Cambridge zu verdanken!«

Sie marschierten vom Tennisplatz, und es fiel ihnen nicht auf, dass sich die Gesichter hinter den Fenstern schnell zurückzogen. Selten hatte das Carl-Gustav-Hotel seinen Gästen eine solche Unterhaltung geboten.

»Mir ist nach dem vielen Sport recht heiß«, sagte Prinzel. »Ich hätte Lust, schwimmen zu gehen.«

»Gute Idee«, sagte von Igelfeld. »Wir können zusammen schwimmen gehen.«

»Können Sie schwimmen?«, fragte Unterholzer, den der plötzliche Tatendrang erstaunte.

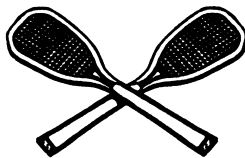
»Theoretisch schon«, sagte von Igelfeld. »Aber eigentlich erscheint mir das nicht schwierig. Man streckt nur die Arme in der richtigen Bewegung nach vorne aus, zieht sie wieder an und treibt den Körper auf diese Weise durchs Wasser.«

»Das ist einigermaßen korrekt«, sagte Prinzel. »Ich habe es schon oft gesehen. Gerade erst heute Morgen ist ein Gast vom Hotelanleger aus geschwommen. Badebekleidung könnten wir uns vom Hoteldirektor leihen.«

»Also los, gehen wir schwimmen«, sagte von Igelfeld begeistert. »Abendessen gibt es erst in etwa einer Stunde, das Schwimmen würde uns alle erfrischen«, sagte er und fügte mit einem Seitenblick zu Unterholzer hinzu: »Spieler und Nichtspieler.«

Das Wasser war kühl und verlockend. Draußen auf dem See hielten die eleganten weißen Jachten ihre Segel in die Brise, die von den Bergen herabwehte. Von ihrem Platz auf dem Hotelanleger aus konnten die drei Professoren, wenn sie die Hälse reckten, die Stelle erkennen, wo Jung über unsere kollektiven Träume nachgedacht hatte. Wie von Igelfeld hervorgehoben hatte, war Schwimmen ganz einfach. Theoretisch.

Im Carl-Gustav-Hotel warteten die zuschauenden Gäste atemlos vor Spannung.



## DUELLE UND WIE MAN SIE AUSTRÄGT

**H**eidelberg und die Jugend! Ach, die Jugendzeit! Als Student in Heidelberg hatte von Igelfeld bei Frau Ilse Krantzenhauf, einer Wirtin alter Schule, logiert. Über ihr genaues Alter hatten bereits Generationen von Studenten spekuliert, aber Frau Krantzenhauf machte keine Anstalten, sich zur Ruhe zu setzen, und wenn die Mieter ihre Universitätsexamen bestanden hatten, versprachen sie häufig, ihre Söhne zu ihr zu schicken, sobald die nächste Generation an der Reihe war. Frau Krantzenhauf ihrerseits versprach feierlich, in zwanzig oder noch mehr Jahren ein Zimmer frei zu halten. In vielen Fällen kam man auf dieses Versprechen zurück, und ein jugendfrischer Abiturient aus Hannover oder Hamburg oder Regensburg ließ sich von der ehemaligen Wirtin seines Alten Herrn in Empfang nehmen und zu demselben Zimmer führen, das bereits sein Vater bewohnt hatte, um an demselben Schreibtisch zu sitzen und dieselbe Aussicht aus dem Fenster zu genießen.

Während der Zeit, die von Igelfeld in Heidelberg verbrachte, wohnten noch drei andere Studenten bei Frau Krantzenhauf. Zwei von ihnen erachtete von Igelfeld als uninteressant, eigentlich kaum zu ertragen. Dorflinger war ein großer, schlaksiger Junge von einem Hof in der Nähe von München, während Giesbach, sein rundlicher Freund, so dick war wie Dorflinger dünn. Die beiden studierten Ingenieurwissenschaften, beherrschten so gut wie kein Latein und verbrachten jeden Abend in einer Bierhalle. Von Igel-

feld wechselte ein paar Worte mit ihnen und verfiel dann in Schweigen. Solchen Leuten hatte er nichts zu sagen – gar nichts.

Viel sympathischer in von Igelfelds Augen war ein junger Student der Sprachwissenschaft aus Freiburg, Florianus Prinzel. Prinzel war groß, hatte dunkles welliges Haar und sah sein Gegenüber im Gespräch unentwegt mit einem offenen, ehrlichen Blick an. Von Igelfeld, dessen Vorstellungen von Freundschaft der Romantik des neunzehnten Jahrhunderts entlehnt waren, in der junge Männer sich vornehme Freunde suchten, dachte, dass er in Prinzel endlich jemanden gefunden hätte, dessen Qualitäten er respektieren konnte. Er, von Igelfeld, der Ästhet und Wissenschaftler, konnte sich mit Prinzel, dem athletischen Helden, anfreunden. Er sah es förmlich vor sich: Prinzel, der an seinen hoffnungslos unterlegenen Konkurrenten vorbeispurtet, über Hürden springt, die Stirn hoch in den Wind gereckt; Prinzels männliche Brust, die das Zielband durchstößt; Prinzel, der den Siegerpokal im Fechten erhält und ihn von Igelfeld zum Halten gibt, während er seine Handschuhe abstreift. Es sollte die Art von Freundschaft werden, wie sie fünfzig Jahre zuvor an Militäarakademien und ähnlichen Instituten weitverbreitet, aber von den reduktionistischen Erkenntnissen aus Wien unwiederbringlich zerstört worden war.

Leider war von Igelfelds Vision dieser Beziehung mit einem verhängnisvollen Makel behaftet. Prinzel war zwar groß und stark und bestens zum Athleten geeignet, besaß aber nicht das geringste Interesse an sportlichen Dingen. Prinzel war mindestens so intellektuell und ein ebensolcher Bücherwurm wie von Igelfeld und alles andere als ein Held,

weder auf dem Sportplatz noch sonst wo. Er konnte nicht schnell rennen, Rudern war ihm fremd, und Ballspiele fand er absurd.

Auch wenn Prinzel, entschied von Igelfeld unbeirrt, sich schwer damit tat, sich seine natürliche Tapferkeit einzugestehen, so sollte er wenigstens anerkennen, dass er sein Schicksal fundamental verfehlt hatte. Von Igelfeld fing an, anderen von Prinzels sportlicher Begabung und seinen Fähigkeiten zu erzählen.

»Mein Freund Prinzel«, sagte er, »ist ein Ass in Ballspielen. Ich bin nicht annähernd so perfekt auf diesem Gebiet wie er. Ihr solltet ihn mal sehen. Ein ausgemachter Athlet.«

Die anderen glaubten ihm, und bald hatte Prinzel den Ruf eines großen Sportlers. Wenn es jemandem seltsam aufstieß, dass man Prinzel nie auf dem Sportplatz antraf, dann wurde es damit erklärt, dass er sich nicht dazu herabließ, mit der schwachen Konkurrenz in Heidelberg zusammen zu trainieren.

»Stimmt es, dass Prinzel Deutschland bei Wettkämpfen hier und da schon mal vertreten hat?«, wurde von Igelfeld gelegentlich gefragt.

»O ja, das stimmt«, gab er dann zur Antwort, nicht in der Absicht zu lügen, sondern weil er selbst davon überzeugt war, Prinzel habe tatsächlich einige Rekorde aufgestellt, über die er sich jedoch ausschwig. Oder, sollte er die Rekorde nicht selbst aufgestellt haben, diese mühelos erringen könnte, wenn er nur wollte.

Alles wäre im Reich der Fantasie geblieben, einigermaßen harmlos, wenn auch irritierend für Prinzel, wäre von

Igelfeld nicht plötzlich zu der Überzeugung gelangt, Prinzel könnte ein guter Fechter sein, würde er sich nur in dieser Sportart versuchen. Fechten ohne Schutz wurde damals heftig missbilligt, obwohl es eine Zeit gegeben hatte, da es in Heidelberg eine wahre Blütezeit erlebte. Trotz dieser für das zwanzigste Jahrhundert typischen Überempfindlichkeit vertrat eine kleine Gruppe von Studenten hartnäckig die Ansicht, ein Schmiss an der Wange sei starker Ausdruck der Werte, die man vertrete, und könne später beim Fortkommen im Beruf wichtig sein. Es wurde unterstellt, dass ein Mann mit einem Schmiss im Gesicht einem anderen Mann mit einem Schmiss im Gesicht immer Arbeit geben würde, selbst wenn es neben diesem einen stärkeren Bewerber ohne Schmiss im Gesicht gab. Selbstverständlich wurden die Duelle in einem spielerischen Geist ausgetragen, niemand sollte ernsthaft verletzt werden, doch die blitzenden Degen und die eleganten Stöße, die unbehindert durch unförmige Schutzwesten ausgeführt wurden, fanden bei den konservativeren Studenten großen Anklang. Die berausenden Nachrichten aus Paris, die deutsche Universitäten in den Sechziger- und Siebzigerjahren zu Brutstätten des radikalen Aufruhrs machten, ließen diese Studenten unbeeindruckt.

Die Studenten, die sich dem Fechten widmeten, fühlten sich natürlich hingezogen zu von Igelfeld. Nicht nur sein Name, der den Geist einer vergangenen Zeit und verlorener Gebiete beschwor, gefiel ihnen, viel mehr war es das Wissen um den Besitz in Österreich und die enge Verbindung, die er zu adligen Familien in Bayern pflegte. Aus diesem Grund hatte die Fraktion der Fechter von Igelfeld zu einem Glas Wein eingeladen.